Saarlouis, Freitag, 14. Mai 1920.

Saar-Zeitung

Organ der Zentrumspartei für Stadt und Land des Saargaues und das angrenzende Lothringen.

[illegible] Bezugspreis R. – Mk. Mit Postbestellgeld 9,94 Mk. Zeilenpreis für [illegible] Anzeigen 80 Pfg., b) für Reklamen 1.– Mk. zuzügl. [illegible] Teuerungszuschlag. Für auswärtige [illegible] und [illegible] Anzeigen die Zeile 35 Pfg. zuzüglich [illegible] Teuerungszuschlag.

Nr. 110
49. Jahrgang.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bestellungen nehmen an alle Postanstalten. In Saarlouis die Geschäftsstelle: Gefängnisstraße Nr. 5. Postnummer [illegible] auf Fernsprecher. Telegramm-Adresse: Saar-Zeitung. Fernsprecher Nr. 2. Postfach 30.

Bestellungen

auf die

„Saar-Zeitung“

werden fortgesetzt von den Postanstalten und unseren Vertretern entgegengenommen.

Evangelium und Arbeit.

Von Willi Felten, Köln.

Als mir vor einigen Tagen ein Buch gleichen Titels zur Durchsicht und Besprechung übergeben wurde, war ich mir sofort darüber klar, daß eine kurze Rezension, wie wir sie tagtäglich in der Presse lesen können, eine Verkennung des Wertes dieses Buches bedeuten würde. Wir verdanken dieses Werk dem vorzüglichen Kenner des Neuen Testamentes und modernen Apologeten Dr. theol. Simon Weber, Domkapitular und Wirkl. Geistl. Rat zu Freiburg i. Br. (2. verb. Auflage Freib. Herder 1920.)

Eine brennende Tagesfrage ist's, die hier erörtert wird, eine Frage, die alle interessiert, ja interessieren muß, die berufen sind, in tatkräftiger, segenbringender Arbeit mitzuhelfen an dem Neubau unseres lieben deutschen Vaterlandes. Zur rechten Zeit erscheint darum auch dieses Werk in Neuauflage auf dem Büchermarkt. Lange genug haben wir nach den Kriegsursachen, lange genug nach den letzten Gründen für Niederlage und Revolution gesucht. Aber auch schon viel zu lange erschallt in allen Zeitungen und Rednersälen der Ruf: Arbeit, Arbeit, Arbeit! Ja, es wurde aber doch vor und während des Krieges, es wird heute gearbeitet, sagen die, denen die Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse zu lange ausbleibt. Zugegeben; aber seelenlos ist unsere Arbeit von heute. Wir haben die Verbindung mit den höheren Zielen, die der menschlichen Arbeit gesetzt sind, verloren. Der Arbeitsgeist des Evangeliums ist verflogen. Diesseitsarbeit, Diesseitskultur treten vor. Hier müssen wir uns die Worte Webers in seinem Vorwort als Leitstern ins Auge fassen, der da sagt: „Der Gottesgeist des christlichen Glaubens und der Geist der Arbeit zusammen müssen zu rettenden Mächten unseres Lebens werden.“

Weber macht es sich zunächst zur Aufgabe, eine Reihe Aussprüche, Urteile, Aeußerungen und Schlagwörter der kirchen- und christentumsfeindlichen Materialisten zu entkräften und — sei es aus Stellen der hl. Schrift selbst, sei es aus der Arbeitslehre der kath. Kirche — mit treffenden Gegenbeweisen die letzte Absicht dieser Gotteslengner, das Christentum als staatsfeindlich zu brandmarken, ins Gegenteil zu wenden und gerade den Arbeitsgeist, wie er aus dem Evangelium uns entgegenweht, als leuchtendes Vorbild zu zeichnen. Wozu soll ich die Namen jener seichten Kreaturen hier aufzählen, es sind dieselben, die uns überall, wenn es sich um Gott, Religion und Kirche dreht, als grimmige Feinde gegenüberstehen. Weber hat es nicht gescheut, auch die schärfsten Gegner aufs Korn zu nehmen — und seine Schüsse sitzen. Selbst Nietzsche, dessen niedere Ausdrucksweise Weber nur schaudernd wiedergibt, findet vernichtende Widerlegung.

Weber wendet sich dann der Untersuchung der Frage zu, wie außerhalb der Offenbarung in der Geschichte der Völker die Arbeit gewertet wurde. Schon in der vorchristlichen Zeit können wir eine Wandlung in der Auffassung über den Wert und die Bewertung der Arbeit feststellen: Mit zunehmender Kultur schwindet die Ehre der arbeitenden Klasse. Man sah in ihr Minderung des persönlichen Wertes und Beschränkung der persönlichen Freiheit, dieses höchsten Gutes des damaligen Zeitgeistes. Auch unsere Vorfahren, die alten Germanen, waren erster Hand- und Feldarbeit nur wenig zugetan, obschon das Altertum der Germanen ans in weiteres milderen Formen als bei den Griechen und Römern entgegentritt. Welche Stellung nimmt nun das Evangelium zur Arbeit ein. Im Mittelpunkt dieser Frage steht Jesus. Nur selten und nicht mit besonderem Pathos spricht er von der Arbeit, was oft die Vorstellung erweckte, als sei auch er der Arbeit kein Verfechter gewesen, als sei seine Lehre und mit ihr die der kath. Kirche arbeitsfeindlich. Dem ist nicht so. Jesus lebte inmitten eines rührigen, arbeitsamen Volkes, das eines besonderen Ansporns zur Arbeit nicht bedurfte. Ueberdies war Jesus ja nicht zum Nationalökonomen berufen, sondern Erlösung der Menschheit von der Sünde und Heiligung des Lebens war seine Aufgabe. Wo er aber auf die Arbeit zu sprechen kommt, da sind es Worte ewig bleibenden Wertes. Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Belegstellen anzuführen. Aber wählte er als Gottmensch sich in Joseph, dem Zimmermann, nicht einen Vertreter des werktätigen Volkes zum Nährvater? Die Ueberlieferung berichtet, daß er auch selbst am Handwerk des Vaters mitgearbeitet habe. Und hätte er es widerwillig getan, wohl kaum würden seine Jünger, die doch aus seinem Munde auch seine Jugenderinnerungen hören durften, in den Evangelien diese Tätigkeit erwähnt haben. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ In allem stellt er sich mit diesen Worten als Vorbild hin, auch seine Handwerkstätigkeit sollen wir nachahmen. Er schämt sich ihrer nicht, er braucht sie nicht zu bereuen. Darin erblicken wir ja die Göttlichkeit seiner Person. Und als er dreißig Jahre alt, Hammer und Axt beiseite legt, ist's vorwiegend das arbeitende, werktätige Volk, in dessen Kreis er sich begibt, um sein Werk, die Verkündigung des Wortes Gottes, zu vollenden. Mit Bildern aus dem werktätigen Volke sucht er die ewigen Wahrheiten seinen Mitmenschen zu übermitteln; so spricht er vom Fischfang: „Werfet eure Netze zum Fange aus“. Ein konkretes Bild ist's, dessen er sich bei dem Gründungsworten bedient: Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen“. Dieser Beispiele ließen sich Hunderte anführen; zwei seien mir noch gestattet: die Arbeit im Weinberg und das Bild aus dem Hirtenleben: Weidet meine Lämmer, weidet meine Schafe. Wir sehen: die Arbeit ist der göttliche Weg der Nachfolge Christi. Die Arbeit ist Jesus eben nicht Selbstzweck, sondern nur auch ein Mittel zum Zweck des Menschen, Erreichung des ewigen Lebens. Darum stellt er sie nicht als allein gültige Beschäftigung für den Menschen dar. Hier müssen wir die Nutzanwendung anknüpfen, die heute so wenig beachtet wird: Wir arbeiten nicht um der Arbeit willen, auch nicht nur, um unser Dasein zu fristen und den Lebensunterhalt zu verdienen. Nein, das wäre Heidentum, Diesseitskultur. Unsere Arbeit muß erfüllt sein von der guten Meinung, so kann Arbeit zum Gebet werden, ein Mittel, den Himmel zu verdienen. Hätte die Arbeit nur die Aufgabe, uns die nötige Futterration zu verschaffen, wozu soll ich mich plagen; da gibt es doch einfachere Wege, mich der Dinge zu bemächtigen, die meine Bedürfnisse befriedigen. Für die, denen auch Arbeit Gebet ist, gilt das Wort Christi: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Und wenn Jesus an anderer Stelle seinen Jüngern zuruft: „Wenn mir jemand nachfolgen will, so verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach“, dann denkt er auch hier nur an das Kreuz dieser Welt, die Mühseligkeiten und Lasten des Lebens, die wir so tragen sollen zur Verherrlichung Gottes, wie er sein Kreuz zur Erlösung der Menschheit von der Sünde hinauftrug auf den Kalvarienberg. Lassen sich schönere Gedankenverbindungen zwischen Evangelium und Arbeit finden! Müssen wir nicht eine Heiligung der Arbeit in all diesen Motiven erblicken! Ja, seelenlose Arbeit, die widerwillig übernommen dem Diesseitsmenschen die Frage aufzwingt, ob da nicht das Tier ein glücklicheres Dasein führe, weil ohne Sorge um die tägliche Nahrung, ohne erniedrigende Arbeit; solche Arbeit, sage ich, erniedrigt wirklich den Menschen, entwürdigt ihn und reiht ihn in die Tierwelt ein; nicht mehr ist er dann ein Ebenbild Gottes.

Auch die Apostel haben in ihren Briefen, die den Geist Jesu atmen und von seinen Lehren erfüllt sind, immer wieder darauf hingewiesen, wie wertvoll die Arbeit sei; sich selbst bezeichnen sie als Knechte und Diener des Herrn. So schreibt z. B. Paulus an die Thessalonicher: Bestrebt euch ... mit euren eigenen Händen zu arbeiten, wie wir es euch befohlen haben ..., und von niemand etwas zu begehren. Nur Jesu Lehre ist's, die Paulus predigt. Denn sonst hätte er kein Gehör und keinen Glauben bei dem Volke gefunden; denn damals gab's in Thessalonich schon andere Wege um die Lehre Christi zu erfahren, und sofort hätte das arbeitsscheue Heidentum sich gegen Paulus gewendet. Kein Widerspruch also, sondern innigster Gleichklang herrscht zwischen Evangelium und Arbeit.

Politische Uebersicht

Saargebiet.

Die Entspannung in der Beamtenfrage?

* Saarbrücken, 13. Mai. Von der Nachrichtenstelle der Regierungskommission des Saargebiets wird uns in der Beamtenfrage folgendes mitgeteilt:

„Die Regierungskommission hat heute von Herrn v. Groote, Oberpräsident der Rheinprovinz, in seiner Eigenschaft als Reichskommissar für die Uebergabe des Saargebiets, ein Telegramm erhalten, wonach die Reichsregierung der Regierungskommission des Saargebiets die Reichsbeamten sowie die preußischen und bayrischen Staatsbeamten zur Verfügung stellt.“

Deutschland.

Die „Saarländer-Vereinigung in Berlin“

hat in einer stark besuchten Versammlung unter größter Begeisterung einen Aufruf an die Bewohner des Saargebietes gerichtet, dessen leitender Gedanke das Wort ist: „Wir vergessen Euch nicht!“ Im Schlusse des Aufrufs heißt es: „Was auch die nächste Zukunft bringen mag, geschlossene Einigkeit ist der sicherste Schutz Eures Deutschtums, das Ihr schon in diesem einen Jahre Eurer Not so herzhaft und zäh verteidigt habt. Seid aber dessen versichert, daß auch von uns Euch Treue um Treue vergolten wird. Wo es Euer Schicksal gilt, werden alle Deutschen aller Parteien schützend die Hand über Euch halten, einmütig alle Deutschen über Euch Deutsche an der Saar. In aller Trauer und Not aber soll das der erlösende und erhebende Gedanke sein, daß Euer Schicksal so zu einem unzerreißbaren Band wird, das alle Deutschen in der ganzen Welt umschlingt. Euer Schicksal ist das Schicksal eines jeden Deutschen. Wir sind ein Volk, nichts kann uns trennen!“

Kritisiere — aber nörgele nicht!

Kritik ist zulässig und berechtigt, ja sogar gut und heilsam. Wäre sie nicht, hätten die Menschen sie nicht zu fürchten, dann gäbe es noch mehr Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Selbstüberhebung, mehr Schundware und Pfuscharbeit, noch als dies ohnehin schon der Fall ist. Die rechte Kritik bewahrt vor Selbstüberschätzung und spornt zur Selbstvollkommung an. Wenn aber die Kritik ihren Zweck erfüllen soll, dann muß sie auf Sachkenntnis beruhen und maßvoll sein. Nur derjenige sollte sich unterstehen, über eine Sache, über eine Arbeit oder über eine Person Kritik zu üben, der den Wert und die Schwierigkeiten derselben zu würdigen und zu schätzen weiß. Doch wie wird gerade hierin gefehlt. Wie mancher hält sich befähigt und berufen, über alles, auch über solche Dinge, von denen er nichts versteht, über Personen, die er gar nicht kennt, abzuurteilen und wegwerfend zu sprechen. Es gibt Menschen, die an allem und jedem etwas auszusetzen haben, denen nichts recht zu machen ist, die stets und überall nur den Fehlern und Schattenseiten nachspüren und selbst dem unzweifelhaften Guten noch ein „Aber“ anzuhängen wissen. Es muß uns doch mehr Befriedigung gewähren, das Gute herauszusuchen und anzuerkennen. Dadurch, daß man alles andere bemängelt und herabsetzt, glaubt man sich selbst zu heben und seine vermeintlichen Vorzüge in um so helleres Licht zu rücken. Doch das ist eine Täuschung; denn „Du wirst nicht makellos durch Jagd nach anderen Fehlern und nie wirst Du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern“. Darum sei man zurückhaltend und maßvoll in seinem Urteil; denn nicht die rechte und gerechte Kritik verletzt, sondern die oberflächlich nörgelnde.

Der Kampf um die Volkssittlichkeit

war das Thema, das Frau Geheimrat Heßberger (Berlin) in Ausführungen auf dem Kölner Katholikentag behandelte, die sichtlich tiefsten Eindruck machten. War es an sich ein glücklicher Gedanke, eine Frau diese deutsche Schicksalsfrage erörtern zu lassen, so kam als wirkungsverstärkendes Moment noch die Tatsache hinzu, daß man in Frau Geheimrat Heßberger eine Rednerin gefunden hatte, die nicht nur sachlich den Stoff beherrschte, sondern auch in wirkungsvollem, stark gemütbetontem Vortrag das Problem der Volkssittlichkeit in seinem ganzen erschütternden Ernste dem Zuhörer vor die Seele zu führen wußte.

Eine große Welle der Unsittlichkeit, so führte die Rednerin u. a. aus, ergieße sich durch das Land und die Flut steige von Tag zu Tag. Sie gefährde die Familien und auch das ganze öffentliche Leben. Sogar bis in die Schulen sei das Verderbnis gedrungen. Es gelte, die männliche Jugend wieder zurück zu gewinnen zu dem alten Begriffe der deutschen ritterlichen Männlichkeit, die in jeder Frau die geliebte und hochverehrte Mutter und die treue Schwester sieht, die zu schützen Ehrensache ist. Die jungen Mädchen müßten wieder begreifen lernen, daß Reinheit ihre höchste Tugend, die kostbarste Perle in ihrer Krone ist. Der Gedanke müsse wieder Raum gewinnen, daß Frauenleben ein Opferleben ist. Endlich sei erforderlich, daß die Eltern den Kindern das Leben vorleben; die Treue der Gatten gegeneinander, die vor allem im Kriege merkwürdig nachsichtig beurteilt worden sei, müsse wieder allgemein als wichtiges Unterpfand des Familienglückes zu ihrem Rechte kommen.

Erschütternde Bilder waren es, die die Rednerin von dem Wüten der Unsittlichkeit im öffentlichen Leben entwarf. Mit besonderer Eindringlichkeit schilderte sie die

Kinder des Rheines.

Ein Roman vom Rhein von Anny Wothe.
Copyright 1918 by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.
16) (Nachdruck verboten.)

Ein paar Augenblicke blieb es totenstill zwischen den beiden Männern, dann sagte der Kommerzienrat:

„Ich wiederhole meinen Vorschlag von vorhin, Herr von Winkel. Wenn es für Sie unerläßlich ist, die Uniform auszuziehen, so treten Sie bei mir ein. Ich sichere Ihnen ein auskömmliches Einkommen zu, bezahle Ihre Schulden, die Sie mir auf Heller und Pfennig abtragen sollen, und beteilige Sie an dem Nutzen Ihrer Erfindung. Ich stelle nur eine Bedingung: daß Sie meiner Tochter Gerdes nicht den Kopf verdrehen und keine Versuche machen, ihr Herz zu gewinnen, es sei denn, daß ich selbst Sie Ihres Ehrenwortes entbinde.“

Ein Zittern lief durch die junge, schlanke Gestalt, doch das Antlitz war unbewegt und der Ton fest, als Jochen antwortete:

„Ich habe mein Ehrenwort bereits gegeben, Herr Kommerzienrat. Wenn ich aber Ihr großmütiges Anerbieten meiner armen Mutter wegen annehme, so möchte ich sehr bitten, mich von jedem Verkehr in Ihrem Hause auszuschließen.

Es würde über meine Kraft gehen, Ihrem Fräulein Tochter öfter zu begegnen, und ich möchte da nicht in eine Situation geraten, die es mir noch schwerer macht, Ihren Wünschen nachzukommen und vor mir selbst zu bestehen.“

Der Kommerzienrat kniff die Augen unter den buschigen Brauen zusammen.

„Das können Sie halten, wie Sie wollen, Herr von Winkel. Hier zum Beispiel in „Wilhelmssegen“, wo sich vornehmlich Ihre Tätigkeit abspielen wird, sind Sie weit vom Schuß. Die Beamten verkehren für gewöhnlich nicht in meinem Hause, nur bei außerordentlichen Gelegenheiten erfolgen zuweilen Einladungen, die Sie zudem ganz nach Belieben ablehnen können.“

Der junge Offizier verbeugte sich förmlich.

„Sie nehmen also an, Herr von Winkel?“

„Unter diesen Umständen — ja, Herr Kommerzienrat. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in diesem Augenblick nicht so danken kann, wie es Ihre große Güte verdient. Zu vieles in mir ist noch wund und verwirrt. Ich möchte nur die Bedingung stellen, daß ich Sie sofort um meine Entlassung bitten darf, wenn ich sehe, daß ich mich der Aufgabe, die ich übernehme, nicht gewachsen fühle.“

„Natürlich haben Sie Ihre freie Entschließung. Wann denken Sie antreten zu können?“

„Vielleicht in vierzehn Tagen, denn ich muß notgedrungen erst einmal zu meiner Mutter, um sie auf alles Bevorstehende schonend vorzubereiten.“

„Mein erster Direktor, Herr von Winkel, wird Sie weiter orientieren, und mein Bankier wird die Ordnung Ihrer Angelegenheiten sofort übernehmen. Guten Tag, Herr von Winkel.“

Der Kommerzienrat reichte dem jungen Manne die Hand mit leisem Wohlwollen und doch mit einer so kühlen Abwehr, daß sie Jochen das Blut in die Wangen trieb.

Und dann stand er draußen. Langsam schritt er zwischen den Gruben und unter den Schornsteinen des mächtigen Werkes dahin. Die Füße waren ihm schwer.

Nun war für ihn jede Möglichkeit dahin, Gerdes zu gewinnen. Sein Ehrenwort band ihn, wenn ihn der Kommerzienrat nicht selbst von diesem Ehrenwort freimachte. Aber das würde natürlich nie geschehen. Trotz alledem hatte Jochen das beseligende Gefühl, wie von einer schweren Schuldenlast, an der alle Wünsche seines heißen Herzens zu Schanden werden mußten.

Gerdes Liebe hatte er für immer verspielt. Seine einzige Zuflucht blieb die Arbeit. Ihr wollte er leben und versuchen, sich durch sie ein neues Leben aufzubauen.

Dunkel und schwer würde es sein. Nie mehr durfte er das Königsland der Liebe locken, von dem Gerdes gesprochen, immer würde er einsam bleiben. Doch ein ehrlicher Kerl, der seine Augen frei aufheben konnte, das würde er sein und das war auch etwas in diesem armseligen Dasein.

Wenn er in die Garnison zurückkehrte, da lag wohl schon die Genehmigung seines Abschiedsgesuches auf seinem Schreibtisch und all das Bunte und Glänzende seines jungen Lebens, das streifte er für immer ab, wie einen holden Traum, der für kurze Zeit seine Seele umflattert hatte.

Nie fand er den Weg zurück in das für ihn versunkene Königsland.

Hoch über dem Rhein lag Bertrudis Sommerheim, wie sie die herrliche Heinburg getauft, die ihr der Kommerzienrat an ihrem einundzwanzigsten Geburtstag als persönliches Eigentum geschenkt hatte.

Bertrudis wußte wohl ein solches fürstliches Geschenk zu würdigen, aber noch nie hatte sie den Wert der alten Zauberburg, die ihr Vater auf das glänzendste hatte ausbauen und einrichten lassen, empfunden, wie jetzt in den furchtbaren Tagen, die sie seit ihrem Hochzeitstage durchlebte.

Bertrudis war oft, besonders im Sommer unerwartet, nur für Tage, zuweilen auch für Wochen nach der Heinburg gekommen, die ein altes Ehepaar, schon lange in ihres Vaters Diensten, verwaltete. Sommerfelige, stille Tage hatte Bertrudis immer oben verlebt und in ihrer Mädchenphantasie hatte sie es sich mit leuchtenden Farben ausgemalt, wie es sein würde, wenn sie hier einmal mit dem Manne ihrer Liebe leben würde, ganz ihrem Glück hingegeben.

Aber seltsam, seitdem sie mit Hanno verlobt war, hatte sie niemals mehr daran gedacht, ihn als Bräutigam dorthin zu führen. Die Burg war ihr urplötzlich, ohne daß sie wußte warum, wie eine geweihte Stätte erschienen, eine Art Heiligtum, das nur ihr Fuß allein betreten durfte. —

Sie hätte sich selbst gar keine Rechenschaft über dieses seltsame Gefühl geben können. Allerdings hatte sie wohl zuweilen geschwankt, war aber stets zu dem Ergebnis gekommen: Hanno darf die Heinburg erst sehen, wenn wir verheiratet sind, dann will ich ihn in mein Märchenreich führen.

Hanno hatte zu dieser Marotte, wie er es nannte, gelacht. Ihm lag gar nichts daran, sich da oben auf der alten Burg zu vergraben und sich daran zu erbauen, wie seine schöne Zukünftige in der Einsamkeit die Burgfrau spielte. Das lag ihm durchaus nicht. Er war froh, daß der Kommerzienrat dicht vor der Stadt eine hübsche Villa hatte für das junge Paar einrichten lassen.

Das herrliche Heim lag nicht allzuweit von den Werken, so daß es für Hanno leicht erreichbar war. Die Burg konnte ihm höchstens für einige Sommerwochen zur Erholung dienen und Hanno war sehr zufrieden, daß Bertrudis ihm diesen Schatz noch vorenthalten wollte.

Ein köstlicher Gedanke war es Bertrudis gewesen, bereinst den Geliebten in ihr heimliches Königreich führen zu können, ihm alle ihre kleinen Schätze und Märchenwinkel in der Burg zu zeigen und ihm zu sagen:

„Sieh, wie dort unten im Rhein, wo die versunkene Krone ruht, ist auch hier Königsland, das Land der Liebe. Dahin wollen wir uns heimlich und still flüchten, wenn die Welt da unten uns weh tut, hier wollen wir selig sein.“

Und nun war sie an ihrem Hochzeitstage allein — nur von Gerdes begleitet — mitten in der Nacht bloß und verstört auf der Heinburg angelangt. Wie eine Verfolgte, die eine letzte Zuflucht sucht, war sie über den dunklen Burghof gejagt, in dem das Verwalter-Ehepaar mit erschreckten Mienen ihre junge Gebieterin empfing und still begrüßte.

(Fortsetzung folgt.)